

FOTOBUCH & FOTOSERIE VON RUBEN HOLLINGER

BERN



Ein junger Mann mit zwei Kleinkindern auf dem Schoss. Der Säugling knetet sein Ohr; er selber schaut mit leisem Lächeln auf das ältere Kind, das in die Kamera blickt: Ein intimer Moment inniger Verbundenheit, an dem wir Betrachtenden teilhaben. Nichts weiter erfährt, wer im handgebundenen Fotobuch blättert: weder die Namen der Abgelichteten, noch Ortsangaben zu den Plattenbauten, aus deren Fenstern man blickt. Umso sprechender das haptische Papier, das den Fotos eine sanfte Körnigkeit verleiht. In einer Schlaufe auf dem Buchinnendeckel zwei Texte; sie befragen zwei Wissenschaftlerinnen zum Thema Elternschaft von Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen. Jetzt erzählen die Fotos eine andere Geschichte – die Fragen haben sich vervielfacht.

Mit seinem Fotobuch über Mütter und Väter mit kognitiven Beeinträchtigungen und ihre Kinder betritt Ruben Hollinger Neuland. Der junge Fotograf aus Bern dokumentiert eine gesellschaftliche Realität, die bei uns noch so im Verborgenen stattfindet, dass er sein Projekt in Deutschland realisiert hat. Getan ist es mit dem Betrachten seiner Fotos nicht, oder konkreter: Diesen Fotoband kann man sich erarbeiten – in Workshops, bei denen man die Druckbögen selber zum eigenen Buch bindet. Wir danken Ruben Hollinger sehr, dass wir in dieser Publikation des Labels «Kultur inklusiv» eine Auswahl seiner Fotos zeigen dürfen.

In seinem Fotobuch dokumentiert der Fotograf Ruben Hollinger aus Bern Eltern mit kognitiven Beeinträchtigungen, die mit ihren Kindern in Institutionen in Deutschland leben. Eine Auswahl seiner Fotos ist in dieser Publikation zu sehen.
© Ruben Hollinger



**«ICH WOLLTE ZEIGEN:
DIESE ELTERN GIBT ES, SIE SIND
KEINE AUSNAHMEN»**

Ruben Hollinger, wie sind Sie als Fotograf auf das Thema Eltern mit kognitiven Beeinträchtigungen gestossen?

Während meines Studiums der Sportwissenschaft leitete ich Wintersportlager mit Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen. Dabei fiel mir auf der Medikamentenliste auf, dass einige junge Frauen die Pille nahmen. Das löste bei mir viele Fragen aus, allen voran: Gibt es in der Schweiz Eltern mit kognitiven Beeinträchtigungen? Als ich mich ins Thema einlas, realisierte ich, dass die rechtlichen Grundlagen auch bei uns gegeben sind: seit die Schweiz 2014 die Behindertenrechtskonvention der UNO ratifiziert hat. Doch niemand in meinem Umfeld hatte je von solchen Eltern gehört. Ich beschloss, diese Familien zu suchen. Die Fotografie kann Menschen sichtbar machen, die nur am Rand der Gesellschaft einen Platz bekommen.

Warum haben Sie Ihr Projekt in Deutschland und nicht in der Schweiz umgesetzt?

Meine Anfragen ergaben, dass Unterstützungsangebote und Institutionen in der Schweiz zumeist auf temporäre Hilfe ausgerichtet sind. Doch in meinem Projekt geht es um Beeinträchtigungen, die ein Leben lang bestehen. Ich kam nicht weiter. Schliesslich stiess ich auf das Netzwerk «Begleitete Elternschaft» in Deutschland. Herausgefunden zu haben, dass Eltern mit kognitiven Beeinträchtigungen in der Schweiz nur im Verborgenen existieren, war interessant – meine Fragen wären aber die gleichen gewesen.

Worauf suchten Sie Antworten?

Die Frage der Selbstbestimmung beschäftigte mich. Der Kinderwunsch kann bei allen aufkommen, doch bei Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen urteilen wir viel strenger. Weil wir denken, dass sie als Eltern Probleme haben und Hilfe benötigen. Mich interessierten auch die Rollenverhältnisse: Wie unterstützen «schwache» Eltern ihre Kinder? Vor Ort bei den Institutionen zeigte sich dann, dass viele meiner Fragen pragmatisch gelöst sind durch Begleitpersonen, die unterstützend und fordernd zur Seite stehen.

Wie fanden Sie die Familien?

Ich schrieb verschiedene Institutionen aus dem Netzwerk an, viele im Raum Berlin-Brandenburg, diese leiteten meine Anfragen an die betroffenen Eltern weiter, die mir dann zusagten oder nicht. Den Kontakt aufzunehmen war nicht besonders kompliziert.

Eine Auswahl der Fotos von Ruben Hollinger ist in dieser Publikation auf folgenden Seiten zu sehen: S. 54 - 59, S. 116 - 121, S. 176 - 181, S. 236 - 241.

Wie haben Sie den Eltern mit kognitiven Beeinträchtigungen Ihr Projekt erklärt?

Ich sagte ihnen, dass ich ein Buch über Eltern machen wollte, die Unterstützung bekommen. Anfangs war ich unsicher, ob sie verstehen würden, worum es mir geht. Doch die meisten haben es sehr gut verstanden.

Wie kam Ihr Projekt bei den Familien an: Haben die Familien gerne mitgemacht?

Viele Familien machten bereitwillig mit, freuten sich über meine Aufmerksamkeit – gerade die Kinder. Insbesondere von männlichen Erwachsenen scheinen sie eher wenig davon zu bekommen: Die Väter fehlen häufig, viele Mütter mit kognitiven Beeinträchtigungen sind alleinerziehend. Mein Gefühl war oft, in einen abgeschiedenen Kosmos hineinzukommen, in dem es nicht sehr viel Austausch mit der Aussenwelt gibt.

Worüber sprachen Sie mit den Eltern?

Ich fragte sie nach ihren Wünschen. Mein Fazit: Fast alle Eltern mit kognitiven Beeinträchtigungen möchten mit ihren Kindern leben, und alle wünschen sich Selbstbestimmung. Manche möchten raus aus der Institution, obwohl sie dort in eigenen Wohnungen leben.

Sie porträtieren die Familien in ihrer Wohnumgebung, zeigen wenig Aktion. Wie kamen Sie auf diese Bildsprache?

Anfangs begleitete ich die Familien im Alltag, etwa eine Mutter beim Einkaufen. Diese reportageartigen Bilder fand ich aber wenig spannend. Mir gefiel die Idee, reduzierte Interaktionen, Menschen und die Wohnräume zu zeigen. Um mit dem Licht auszukommen, das ich in den Räumen antraf, war ich auf ein Stativ angewiesen. So sind es ruhige Bilder geworden, viele Porträts.

Unterscheidet sich das Porträtieren von Menschen mit Beeinträchtigungen für Sie als Fotograf von anderen Porträts?

Bei jedem Porträt möchte ich eine Atmosphäre auf Augenhöhe schaffen. Zunächst wies ich mir in diesem Projekt mehr Verantwortung zu. Der Druck fiel bei der Zusammenarbeit aber schnell weg, dank einer starken, schönen Direktheit. Während sich Menschen ohne Behinderungen viele Gedanken machen, wie sie posieren sollen, liessen sich hier alle unmittelbar darauf ein. Fragte ich nach Ideen für weitere Sujets, kamen theatrale Vorschläge, man warf sich in Pose.

Ihr Projekt erstreckte sich über ein Jahr.

Wie intensiv war die Zusammenarbeit?

Ich war jeweils für zwei, drei bis zehn Tage vor Ort bei den Familien, habe analog fotografiert, die Negative dann Zuhause gescannt und geschaut, was sie aussagen. Ich war nicht sehr nahe dran, habe etwa nicht selber mit den Familien zusammengelebt.

Warum nicht mehr Nähe?

Mich interessierte auch die Menge: Wie viele dieser Eltern gibt es? Ich besuchte fünf Institutionen und fotografierte 24 Familien, um Aufnahmen vieler verschiedener Eltern zu realisieren und so zu zeigen: Diese Eltern gibt es, sie sind keine Ausnahmen.

Wie reagierten die Familien auf Ihre Fotos?

Zum Teil belanglos – bei diesem für mich so aufgeladenen und aufwühlenden Thema. «Ah, das bin ja ich – schön.» Einige porträtierte Eltern waren enttäuscht, dass es von ihnen weniger Bilder als von anderen gab. Andere wiederum waren sehr gerührt.

Ihr Fotobuch mit weisser, leerer Titelseite gibt keine Informationen zu den Porträtierten, die Fotos lassen nicht erkennen, dass die Abgebildeten kognitiv beeinträchtigt sind.

Warum diese Diskretion?

Die erste Irritation, bei der ich merkte, dass diese Menschen «schwächer» sind, ergab sich über die Sprache, im Austausch mit ihnen, nicht über das Visuelle. Auf den Bildern wird die Beeinträchtigung nicht unmittelbar sichtbar. Man erkennt vielleicht eine gewisse Armut und Randständigkeit. Nicht aber die Behinderung. Ich zeige Menschen, Aussichten, Räume. Das lässt Raum für die eigenen Fragen der Betrachtenden.

Warum haben Sie ein Begleitinterview mit zwei Wissenschaftlerinnen hinzugefügt?

Ich kämpfte mit der komplexen Thematik, mit meinen Fragen, insbesondere jener, wie ich in die abstrahierten Bilder einen Diskurs bringen kann. Als Lösung blieb die Sprache. Doch als ich die Eltern interviewte, merkte ich, dass die Wiedergabe ihrer Aussagen beim Lesen schnell zu Urteilen und Verortungen geführt hätte. Das wurde der Komplexität nicht gerecht. Die Interviews mit den beiden Fachpersonen suggerieren einen Kontext zu den porträtierten Eltern, explizit ist er nicht.

Ihr Name ist im Fotobuch nur schwer zu finden. Warum nehmen Sie sich selber als Autor so stark zurück?

Für mich stellte sich die Frage, wie ich in diesem Projekt als vermeintlich «Stärkerer» mit «Schwächeren» um-

gehe. Dies beantworte ich im Fotobuch, indem nicht unmittelbar sichtbar wird, wer hier eigentlich ein Buch über wen macht. Alle, die am Buch mitgearbeitet haben, werden darin indes namentlich aufgeführt.

Sie wollen mit Ihrem Fotobuch also ein gesellschaftliches Umdenken bewirken?

Der Band ist eine Momentaufnahme: Solche Eltern hat es immer gegeben und wird es immer geben. Verändern können sich die Gesetze und der gesellschaftliche Umgang mit «Schwächeren». Ich habe auf viele Fragen keine allgemein gültigen Antworten gefunden – auch nicht darauf, ob Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen Kinder haben sollen. Warum tun sich Institutionen in der Schweiz so schwer, in der Öffentlichkeit zu sagen: Wir unterstützen solche Eltern? Mein Anliegen ist, dass man nicht per se aufgrund des Merkmals «kognitive Beeinträchtigung» entscheidet. Sondern jeden Menschen einzeln betrachtet. Mit diesem Projekt möchte ich Fragen auslösen und diskutieren.

Zum Beispiel bei Workshops, in denen man Ihre Fotos selber zum eigenen Buch binden kann. Warum wählten Sie eine handwerkliche Tätigkeit als Rahmen?

Als Fotograf spürte ich gegenüber diesen «schwächeren» Menschen die Verantwortung, etwas aus dem Projekt zu machen, das einen reflexiven Raum bietet. Das können kleine Workshops sein, wie jener, den wir an einem Festival in Bern durchgeführt haben. Ein Buch mit den eigenen Händen zu binden, ist lustvoll, und dabei können leicht Gespräche entstehen. Zu einem selbstgemachten Buch hat man eine besondere Beziehung: Man zeigt es Freunden, reicht es herum, und so wandert es vielleicht von Hand zu Hand, statt im Regal zu verschwinden. Diese Vorstellung gefällt mir.

Sie möchten diese Workshops vor allem in Kulturinstitutionen anbieten und nicht in Behinderteninstitutionen. Warum?

Ein Bildband nur über Eltern mit kognitiven Beeinträchtigungen ist nicht inklusiv – das Herausstellen dieser Menschen ist für mich per se ein Dilemma. Deshalb richten sich die Workshops vor allem an Personen, die von sich sagen können: Ich bin genug stark, dass ich helfen kann, Voraussetzungen zu schaffen, die «Schwächere» alleine nicht zu erreichen vermögen. Ich möchte aber niemanden von den Workshops ausschliessen. Das Buchprojekt ist letztlich als ein Prozess gedacht, der auch neue Wendungen nehmen kann.

www.rubenhollinger.ch
www.benni.ch